

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit der illustrierten Beilage die „Neue Welt“.

Nr. 223.

Montag, den 23. September 1895.

VI. Jahrgang.

Vom katholischen Socialismus.

B. G. Als getreue Verbündete des großbürgerlichen Volkcausaubeuterthums bewähren sich jetzt in Belgien die Vertreter der katholischen Kirche, die geistliche Dienerschaft des Capitalismus.

Der angeblich socialreformerische Papst, Leo XIII. hat vor wenigen Wochen erlassene Encyclica an die belgischen Bischöfe behandelt als ihr besonderes Thema, die unter den Katholiken Belgiens herrschenden Streitigkeiten über den zur Lösung der socialen Frage einzuschlagenden Weg.

Seinen Untersuchungen über die socialen Uebel und ihren daraus hervorgegangenen Bemühungen, diese zu beseitigen, waren einige belgische Socialpolitiker zum Schrecken aller Gutgesinnten fast dazu gelangt, den Socialdemokraten die Hand zu reichen.

Den zur die Capitalisten ärgerlichsten Streitpunkt hatte der sogenannte Familienlohn gebildet (salaire familial).

Die Einen behaupteten, es genüge, wenn der Arbeitgeber dem Arbeiter einen angeblich seiner Arbeit entsprechenden, das heißt von dem Gutdünken des Unternehmers abhängenden Lohn zahle, der heuchlerisch salaire juste — gerechneter Lohn — genannt wurde; während die weiter links stehenden Socialpolitiker behaupteten, daß der Arbeitslohn zur Erhaltung der Arbeiterfamilie hinreichen müsse.

Hervorgerufen war dieser Streit durch eine Aeußerung in der päpstlichen Encyclica über die Arbeiterfrage, welche sagt: „Wenn der Arbeiter einen hinreichend reichlichen Lohn bezieht, um damit sich, Frau und Kinder erhalten zu können, so wird er leicht auf Sparfamkeit bedacht sein.“

In der neuen Encyclica an die belgischen Bischöfe hat der Papst nun angeordnet, daß von den Anhängern der katholischen Kirche in Belgien jede öffentliche Discussion über die streitigen Fragen vermieden werde, und die Bischöfe beauftragt, in einer Conferenz die entsprechenden Weisungen an die Gläubigen zu vereinbaren.

Der Hirtenbrief, welcher das Ergebnis der hierdurch veranlaßten Bischofs-Conferenz bildet, macht mit dem Streite über die Mittel zur Abhilfe der socialen Uebel kurzen Prozeß, indem er befiehlt, ihn ruhen und die gemeinsame Bekämpfung der socialistischen Irrthümer an seine Stelle treten zu lassen.

Der Hirtenbrief schildert die „zerstörende Thätigkeit des Socialismus in der Fabrik, im Bergwerk, in der Familie und in der Presse.“ Alsdann singt er ein Loblied dem Konstantin, welches „die Unabhängigkeit unseres Volkes personificirt,“ versichert, daß der Papst in seiner Encyclica über die Arbeiterfrage nicht Belgien — das nebenbei gesagt, im Massenelend fast zu Grunde geht — im Sinne gehabt habe, „denn in unserem Lande hat stets ein gewisser Wohlstand geherrscht“ und spendete der Regierung „berechtigtes Lob für ihre Arbeitergesetzgebung, die mit Recht den Beifall der übrigen Völker findet.“ Wir vermögen schon eine stattliche Reihe von friedlich eingeführten Reformen aufzuzählen, sagt der Hirtenbrief. „Die Gesetze über die Zahlung der Löhne und deren Unpändbarkeit. Der Schutz der Kinder und des schwachen Geschlechts. Die Einrichtung der Arbeiterräthe mit der Aufgabe, die gemeinsamen Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu beraten und nach Bedürfnis entstehende Meinungsverschiedenheiten zu verhandeln und beizulegen. Das Gesetz über die Arbeiterwohnungen, die Einrichtung von Schutzgesellschaften, die Hilfsvereine zur gegenseitigen Unterstützung, die Adersbauleihklassen, die Sparkassen für Nothfälle. Die Gesetze, betreffend die Freiheit der Arbeit. Die Schaffung eines besonderen Arbeitsministeriums. Das Gesetz über die Einführung der Sonntagsruhe. Das alles seien Beweise für die aufgekommene Sorge der belgischen Regierung für den Arbeiterstand. Hierzu müsse man noch die Maßnahmen rechnen, die getroffen worden sind zur Abstellung von Uebelständen, unter denen die Arbeiter am meisten zu leiden hatten, als da sind: Gesetze über die Lebensmittelfälschung, das Gesetz gegen das Laster der Trunkenheit. Es kommen hinzu die Reformpläne über die Altersversicherung, die Unfallversicherung, die Werkstättenordnung, sowie der Gesetzentwurf, der vor allem der unseligen Schöpfung des letzten Jahrhunderts, dem Individualismus, einen tödlichen Stoß versetzen soll, indem man den Gewerksvereinen den Begriff einer Civilperson zuerkennet.“

Mit dem Arbeiterschutz und Arbeiterversicherungs-Gesetzen ist es in Belgien aber gerade so, wenn nicht noch viel schlimmer bestellt, wie in allen übrigen capitalistischen Staaten, sie leisten für die Arbeiter bei weitem nicht genug und ihre Bestimmungen werden von den Unternehmern noch so sehr wie möglich umgangen und mißachtet.

Das scheint, dem Hirtenbrief nach, den Bischöfen

war recht leid zu thun. Es ist bedauerlich, sagen sie, „daß die Arbeitgeber des wahren Gerechtigkeitsgefühls und der christlichen Nächstenliebe ermangeln.“ Aber sie legen es den Priestern nur an's Herz, sie möchten die Arbeitgeber, Directoren, Verwaltungsräthe, Actionäre zu veranlassen bestrebt sein, „ihren Arbeitern die Verbesserung ihrer moralischen Lage zu erleichtern durch Gewährung größerer Freiheit in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten.“

Daneben kann allerdings auch für die Verbesserung der materiellen Lage gesorgt werden durch Auffindung der Mittel, welche die Arbeit ertragreicher machen, durch Einrichtung von Sparkassen, damit der Lohn nicht verschwendet wird u. s. w.

Vom Familienlohn ist bei alledem gar nicht mehr die Rede. Eine sehr umfassende, vom Clerus ausgehende Organisation wird anstatt dessen bestrebt sein, die auf diese Weise gewaltsam hergestellte Einigkeit unter den katholischen Socialreformfreunden gewaltsam aufrecht zu erhalten.

Mit dem christlichen Socialismus ist es also, so weit die Macht der hohen Geistlichkeit reicht, in Belgien zu Ende. Die Erfolge dieser gewalthätigen, großklerikalen Socialpolitik werden nicht auf sich warten lassen. Die belgischen Socialdemokraten werden noch viel früher, als es sonst geschehen wäre, da ernten, wo die christlichen Socialisten gesät haben.

Politische Rundschau.

— Eine Ermahnung an die Culturvölker Europa's. In einem Berliner Localblatte steht wörtlich das Folgende zu lesen: „Dieser Tage wurde eine ansehnend halb-officiöse Meldung bekannt, wonach es sich bei den neulichen Besuchen des Kaisers und der Kaiserin im Atelier des Malers Herrn Professor Knadsch in Kassel um die „Bestellung bezw. Anfertigung eines Gemäldes“ gehandelt habe. Diese Meldung ist, wie aus Kassel mitgetheilt wird, unrichtig, vielmehr handelt es sich um die Ablieferung einer früher bestellten Arbeit. Es ist dies kein Gemälde, sondern eine von Herrn Professor Knadsch nach einem eigenen Entwürfe des Kaisers ausgeführte Zeichnung. Der Inhalt derselben bilde, wie hinzugefügt sein möge, in allegorischer Einkleidung eine Ermahnung an die Culturvölker Europa's zur Einigkeit im Hinblick auf die gemeinsamen, der

Schauspieler - Glend.

Ein Stück aus dem Bühnenleben von Julius Lür.

(Nachdruck verboten.)

Der Director sprach's und ließ ihn stehen, dann trat Anna auf ihn zu und begrüßte ihn. Sein Herz war zum Ueberfließen voll gewesen, er hätte ihr den Hals fallen mögen. Als er ihre Hand ergriff, fühlte er wieder jenes eigenthümliche Vibriren, er fühlte, wie ein Schauer ihre Gestalt zusammenzucken ließ. Aber er achtete nicht besonders darauf. Sein Kopf glühte von stürmenden Gefühlen.

Als er am nächsten Morgen noch schlummerte, sah er im Traum, wie schwarze Gestalten vor seinem Lager auf- und niedermogten, die Gestalten des Stückes, wie sie ihn zu grüßen schienen und vor Allen Anna packen und nicht von sich lassen wollten. Energisch rang er aus dem Bett, um sich diesen Fieberphantasien zu entreißen. Er ging zum Director, um seine zweite Rolle in Empfang zu nehmen. Bevor er sie erhielt, hatte ihm der Director die Abrechnung des Abends gezeigt und ihm seinen Theil, „drei Mark“, eingehändigt.

Er betrachtete das harte, runde Geldstück mit einer stillen Freude, es war das erste als Schauspieler verdiente Geld. Dana empfing er nicht eins, nein, fünf Rollen zum nächsten Stück. Da sich die Auftritte der Personen hintereinander kreuzten, so hatte er sich fast zu dem der sieben Bilder zwei Mal umgesehen müssen.

Als er nun dieser chameleonartigen Leistung gedachte, lachte er laut vor sich hin.

Trotz der größten Aufmerksamkeit hatte er die verschiedenartigen Kleidungsstücke verwechselt und wenn Brenner ihn nicht auf den großen Fehler aufmerksam gemacht hätte, wäre er als Soldat in einer Jägerjoppe, die er als Schüge gebraucht, herausgetreten.

Am nächsten Tage hatte ihm der Director mit mürrischer Miene zwei Mark übergeben und zugleich den „Vater Ba. beaud“ in der „Grise“ zum Sonntag. „Junges Mann, Sie haben nur zwei Tage Zeit! Studiren Sie eifrig. Sie müssen durch eifrigen Fleiß meine Protection zu verdienen suchen.“

Bis hierher war Fritz in seinem Gedankengange gekommen. Er war so in seine Gedanken versunken, so rasch dahin geschritten, daß er es gar nicht bemerkte, wie die Dämmerung heraufzog und das Land mit grauem Schimmer überdeckte. Hastig sah er nach der Uhr, es war fünf. Er wandte sich wieder der Stadt zu. Er blickte zur Seite und sah den glühenden Sonnenball in blutrothem Lichte versinken.

Einsam stand Fritz auf der Chaussee. Dort in der Ferne lag seine Vaterstadt, lag Berlin. Er hatte fortgemußt, hat es nicht länger im Vaterhause ausgehalten. Dort hatten Alle seine Abneigung gegen die leichte Alltäglichkeit mit Vorwürfen, mit Hohn und Spott begleitet. Wie sollte seine bigotte Mutter, sein Vater, der kalte Geschäftsmann, ihn verstehen? Wie sollte er mit einem Bruder verkehren, der nach dem Vater geschildert war?

Die engen Fesseln des Gymnasiums bemühen sich von Anfang an, die jungen Blüthen abzuschneiden, der Geist wird gebrüllt, bis er seine Individualität aufgegeben. Zu Haus bleiben im engen Zimmer und die Bücher durchzudern müssen, während der lachende Sonnenschein draußen ihn ins Freie rief, wenn seines Schillers Verse in seinen Ohren klangen. Und doch machte er das Examen. Was aber dann? Ein paar Jahr vorjumpten Kneipenlebens und dann Schullehrer werden oder Jurist? Nein, er hielt es nicht aus. Es drängte ihn zur Bühne, und er setzte seinen Willen durch.

„Ich bereue meinen Schritt nicht,“ sprach er zu sich selber, „wenn es mir auch schlecht geht, wenn ich auch zeitweilig hungern muß, gleichviel, Befreiung von den Fesseln schon ist Glück.“

„Jetzt habe ich nun mein langersehntes Ziel erreicht, jetzt bin ich Schauspieler,“ dachte er weiter, „bin ich nun zufrieden? Daß das Gehalt, das mir der treuherzige Herr Mühlrecht für die zwanzig Mark, die ich ihm bezahlen mußte, contractlich ausmachte, nur ein Versprechen war, will ich noch hingehen lassen. Für's Erste reicht ja meine Baarschaft noch aus, und dann na, das wird sich finden. Wenn nur die Gesellschaft hier eine andere wäre.“

Die Zuschauer eine kleinstädtische Philisterhorde! Und meine Collegen? Diese Frau Bräuse, diese Angelika, der Director!

Anna — ja Anna, was ist's mit der? Es war inzwischen ganz finster geworden. Einzelne

europäischen Weltung drohenden Gefahren. Die Richtung ist nicht zum Weichen für den Kaiser von Rußland, sondern zur Veröffentlichung bestimmt und wird voraussichtlich schon in kurzer Zeit in heliographischer Reproduktion in den Rathshand kommen.

Die Abkürzung der Schulpflicht soll von Herrn Dr. Hoffe, dem gegenwärtigen Kultusminister, geplant werden. Das ist auch ein Zeichen der Zeit. Zu viel Bildung macht nachdenklicher und Nachdenken fördert die Umsturzbestrebungen. Selbst der Kultusminister Dr. Wöhler — so rasch ändert sich's heute — hat sich noch 1883 in der „Heilskrift des Königl. Statistischen Bureau“ gegen jede Herabsetzung der achtjährigen Schulpflicht erklärt. „Ein früherer Endpunkt der Schulpflicht“, heißt es dort, „würde freilich vielen Eltern willkommen sein, aber vorzugsweise denjenigen, vor deren egoistischer Absicht der Staat die Kinder schützt, indem er ihnen in der Schule den Grund für ihre berechnete Erwerbstätigkeit legt. Solchen Eltern nachzugeben, hat die Unterrichtsverwaltung keine Veranlassung. Für die große Mehrzahl der arbeitenden Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, bleibe nach dem Abgange von der Schule jede geistige Anregung oder Weiterbildung auf dasjenige beschränkt, was ihnen die Kirche bietet. Der Minister bekräftigt dann die achtjährige Schulpflicht und einen guten Unterricht, namentlich in den Realien, und fordert, daß die Schule ein gewisses Maß sittlicher Reife den Kindern gewähre. Bei vorzeitigem Abgange würden sie vielleicht erlahmen, daß auch die frömmste Befinnung, die besten Grundsätze nicht Stand halten, wenn Unwissenheit und Erwerbsunfähigkeit die Führung eines geordneten Lebens unmöglich machen.“

Planmäßige Verhegung durch die socialdemokratische Presse debucirt der „Reichs-Anzeiger“ aus einer angetlich irrtümlichen Mittheilung des in Magdeburg erscheinenden „Landboten“, der sich über die Schießübungen im freien Felde aufgehalten hatte. Selbst wenn dessen Mittheilungen irrtümlich waren, was wir nicht hier beurtheilen können, so ist es doch keineswegs gerechtfertigt, das als planmäßig zu bezeichnen. Aber jetzt sucht man der Socialdemokratie aus allem einen Strich zu drehen.

Die Auflösung des Centrums erachtet der langjährige Centrumsabgeordnete und Redacteur der „Germania“, Majunke, in einem in den „Historisch-politischen Blättern“ veröffentlichten Artikel für unvermeidlich. Er führt u. A. aus:

„Pro aris et focis! Das ist die Parole der Centrumpartei. Aber wer kann etwas auf den Altar legen, wenn er selbst nichts hat? Daß also ein katholischer Wähler, wenn er seine religiösen und wirtschaftlichen Interessen zugleich bei einem Abgeordneten gewahrt sieht, diesem den Vorzug giebt vor einem solchen, der nur seine religiösen Ziele fördert, den wirtschaftlichen Interessen aber zweideutig oder gar feindlich gegenübersteht: wer wollte ihm das im Ernste verdenken? Die Sache wäre somit ganz klar und der Streit entschieden, wenn die katholische Bevölkerung nur auf dem Lande wohnte. Aber wir leben ein treues katholisches Volk auch in großen Städten, in München, in Köln, Düsseldorf, Greifeld, Posen u. s. w. Diese haben natürlich

ein entgegengelegtes Interesse in der Frage der Centrumstheile als die Landbevölkerung. Auch hier wird es dem Volke nicht zu bedenken, wenn es unter currenten politischen Candidaten nur solche auswählt, welche für die Handelsverträge und damit für Abschaffung oder Umänderung der Weizbräule stimmen. Bei der fortwährenden Verschärfung der Antirentenkämpfe der Centrumstheile wäre es aber ganz vergeblich, hier einen „Ausgleich“ oder eine „Mittelstraße“ finden zu wollen, auf der sich die gegenüberstehenden Bestrebungen innerhalb der Centrumsfraktion vereinigen könnten. Fast parallel mit dem Nachlassen des „Kulturkampfes“ vergrößerten sich die wirtschaftlichen Gegensätze. Wer Mitglied des Reichstags-Centrums gewesen, der weiß, daß diese Gegensätze schon bald nach den Wahlen von 1881 in der Fraktion sich öfters „herboregagte“ und daß Windthorst dieserhalb mehr als einmal die Cabinetstages gestellt, ohne irgend etwas auszurichten. Heute würde Windthorst mit Vermittlungsversuchen erst recht nichts ausrichten. Bei diesem Stande der Dinge bleibt heute nichts Anderes übrig, als innerhalb der ganzen Centrumpartei wirtschaftliche Fragen als offene zu betrachten und dort, wo hierin die Wahlkreise dissentiren, vor majora entscheiden zu lassen. Die alte parlamentarische Bedeutung wird damit das Centrum nicht wieder gewinnen können. Indes dies wäre zu ertragen, denn die Fraktion hat ihre Hauptaufgabe gelöst. Weder das Centrum des Reichstages noch das des Landtages ist aus einer wirtschaftlichen, sondern aus einer kirchenpolitischen Bewegung hervorgegangen und es ist in diesen „Blättern“ schon öfters darauf hingewiesen worden, daß das Landtagscentrum entstanden, gewachsen, verschwunden und — wiedergekommen ist, je nachdem das kirchenpolitische Barometer stand. Auch jetzt hätte das Centrum seine Aufgabe erfüllt, wenn es bis zu einem neuen „Kulturkampfe“ verschwinden sollte.“

Natürlich will die ultramontane Presse davon nichts wissen, denn mit dem Verschwinden des Centrums verliert sie allen Boden unter den Füßen. Diese Presse kommt deshalb mit möglichst allgemeinen Sätzen wie der, daß der billige Ausgleich entgegenstehender materieller Interessen auch eine Förderung katholischer Politik sei; auch auf kirchenpolitischem Gebiete habe die Centrumsfraktion ihre Aufgabe noch nicht erfüllt. Das Alles ist indessen nur ein schwacher Trost. Thatsächlich trachte das Centrum schon in den letzten Jahren in allen Fugen. Je schärfer die Gegensätze der Interessen auf wirtschaftlichem Gebiete hervortreten, um so halbloser und schwächer wird die Stellung der Centrumsvermittler. Es ist aber überhaupt schon ein böses Zeichen, wenn erst innerhalb einer Partei die Frage aufgeworfen wird, ob sie sich nicht überlebt habe.

Die Auflösung einer socialdemokratischen Versammlung in Freiburg i. B. erfolgte als der Rdnner Reichstagsabgeordneter Bueb, die Behauptung aufstellte: „In nationalliberalen Blättern sei der Protest des Fürsten Reuß ältere Linie gegen die Sedanfeier mit dem Bellen eines kleinen Hundes verglichen worden.“ Die Auflösung erfolgte durch den überwölkenden Amtmann auf Grund der §§ 4 und 11 des badischen Vereinsgesetzes wegen Beleidigung eines deutschen Landesfürsten. Wunderbar! Die erwähnte und ähnliche Äußerungen über den betr. Fürsten sind thatsächlich durch die ganze nationalliberale Presse — auch die Badens — gegangen. Keine Polizei, kein Staatsanwalt ist dagegen eingeschritten. Und nun begeht ein Socialdemokrat „Majestätsbeleidigung“, wenn er jene

Thatsache zur Spectakelthat der Nationalliberalen macht. Wirklich wunderbar!

— Der Socialistenverfolgung in der „Tübinger Tribune“ sind noch zwei Nummern wegen Majestätsbeleidigung confiscirt. Es handelt sich bis jetzt um die Nummern 211, 212, 213 und 214.

Sobald jetzt ein französischer Transpandampfer von Rabagastar eintrifft, wird die Pariser Presse mit Diabestosen über die dortigen Zustände überschwenmt, und immer von neuem vernimmt man dann die Klagen über die klaffenden Lücken, die mörderische Klima in die Reihen des Expeditionscorps reißt, sowie über die absolute Unzulänglichkeit der Pflege der Kranken getroffenen Vorkehrungen. Kürzlich in Toulon angelangte Dampfer „Shamrock“ hat 143 Patienten mitgebracht, die zum Erbarmen aussehend sind, aber doch noch die weitaus größten Theile des gesammten Krankentransports zu scheitern, denn nicht weniger als 41 Mann — nicht, wie der officiöse Telegraph in Ausübung der bekannten Beschwichtigungskünste gemeldet hatte, 19 — sind auf der Reise verstorben und in das Meer versenkt worden, 395 Schwerkranke aber mußten auf Befehl der dortigen Sanitätscommission in Algier reits ausgeschifft werden, weil sie außer Stande gewesen wären, auch nur für einige Tage noch Strapazen der Seefahrt zu ertragen. Der „Shamrock“, der seit dem Februar vor Mayunga vor Anker lag und dort einige Monate als Hospitalsschiff fungirt hat während der kurzen Zeit mehr denn 5000 Kranken an Bord gehabt und außerdem mehrere Krankentransporte nach Koffi-Bé, Koffi-Comba und La Réunion gebracht. Jetzt hat man ein noch geräumigeres Schiff den „Bin-Bong“, zum Hospitalsschiff gemacht. Die sollen die Hospitäler von Suberbioule und Manatanana mit Leidenden derart überfüllt sein, daß die Neuzukommenden kaum noch Aufnahme finden können. Die Behauptung, daß die gute Hälfte der Expeditionstruppen actionsunfähig sei, soll den Thatsachen entsprechen. Die Regierung hat zwar angeordnet, die Zeitungsberichterstatte, die, sobald ein Schiff anlangt, an Bord zu kommen suchen, um sich mit den heimkehrenden Mannschaften in Verbindung zu setzen, der Zutritt nicht mehr gewährt werden dürfe, sie der Verbreitung ungünstiger Nachrichten dadurch jedoch nicht vorbeugen können, denn was die Kranken, lange sie sich noch auf dem Dampfer befinden, nicht verlautbaren lassen können, erzählen sie sofort nach Landung. Mit Recht wird übrigens in der Presse die Frage aufgeworfen, weshalb man die Kranken, statt auf La Réunion zu verpacken, wo sie sich verhältnismäßig schnell erholen würden, die weite Seeer machen lasse, obwohl um die jetzige Jahreszeit die Fahrt durch das Rote Meer selbst für Gesunde die allergrößte Nothwendigkeit wäre, oft nahezu unerträglich ist. Die armen Patienten, denen man bei den Massentransporten nur nothdürftige Unterkunft bieten vermöge, müßten dabei zu Grunde gehen oder dauernd gelähmt werden. Wohl sei es richtig, die

Lichtpunkte in der Ferne verkündeten die Nähe der Stadt. Der Wind pfiff wieder seine Melodie und schüttelte die finsternen Zweige der Bäume durcheinander. Fritz beschleunigte seine Schritte.

Als er endlich vor der Thür des Hotels zum „Goldenen Löwen“ stand, sah er Alfred und Brenner herankommen, die seinen lebhaftesten Gruß freundlich erwiderten. Er erwartete sie aber nicht, sondern stieg in sein Zimmer hinauf.

„Es ist erst sechs Uhr,“ sagte Alfred zu seinem Begleiter, „komm' ins Gastzimmer. Ich möchte erst noch 'ne Sträper trinken.“

Brenner nickte zustimmend. „Wie geht es denn der Hohenstein?“ fragte Alfred, als sie am Tischhause saßen.

„Du hast sie ja heut Morgen in der Probe gesehen.“

„Ja, sie sah nicht gut aus.“

„Borgehen ist sie zum ersten Mal aufgestanden.“

„Ich wollte ihr nicht die Erlaubnis geben, aber Du kannst sie ja. Sie ließ mich ab, den Doctor zu bitten, sagte, sie fühle sich vorzüglich. Und dann sagste der Alte oft hin, ob er für Sonntag die „Grille“ ansetzen könnte. Na, da hat's ihr denn der Doctor erlaubt.“

„Armer Freund!“ Nach einer Pause fuhr Alfred nun fort: „Da bist zu muthlos. Warum denn immer gleich die Flinte ins Korn werfen —“

Brenner erwiderte, die Mundwinkel höhnisch verziehend: „Der Arzt in Kriescht hat mir gerathen, ich soll sie sobald als möglich ins Gebirge schicken, am besten in die Schweiz — gut pflegen, dann wäre noch Hoffnung vorhanden. Bahaha.“ — er lachte ingrimmig in sich hinein — „gewiß, gut pflegen. Wenn man nicht 'mal das Geld zum Auerathwendigsten hat, wenn es sogar daran geht, ein bißchen Fleisch zu Mittag zu haben, pflegen! — Warum soll ich mir selbst was vormachen. Von Tag zu Tag wird sie schwächer, das Athmen wird immer schwerer — gestern hat sie wieder Blut gespuckt. Nun ja, was ist's da weiter“ — eine Thräne schimmerte in seinem Auge — „was ist da zu ver wundern. Diele Sorge — diese Noth, die einzelnen Größeren im Leben zu verdienen, im Regen auf der Landstraße zu liegen und bis in die späte Nacht hinein Abfächer zu machen, um dann schließlich nicht so viel Geld noch Haus zu bringen, um warmes Mittagessen zu machen, daß da die Gesundheit bald untergeht, ist ja rein selbstverständlich.“

Alfred schaute schweigend in sein Glas. Brenner harrte den Kopf in die hohle Hand gelegt, saß vor sich hin, dann murmelte er wie im Selbstgespräch vor sich hin: „Na, das entsetzliche Schauspielleben habe ich

jatt, vollständig satt. Tag für Tag dem unsicheren Leben preisgegeben; wenn der Sonntag 'mal etwas bringt, ist's die ganze Woche leer. Und wenn's gar nicht mehr gehen will, packt man seine sieben Sachen um es in einem anderen Neste zu versuchen.“

„Was haben wir denn bis jetzt gegabt. Ein Thaler für Pisko, zwei Mark für Beschulze, das w die ganze Woche. Himmel, fünf Mark für zwei Pisonen.“

„Male nicht zu schwarz. Es kommen auch wieder bessere Zeiten.“

„Was nützen denn bessere Zeiten. Wenn's geschieht dann kommt der Alte und zahlt wieder Gage — ob auch nicht,“ setzte er bitter hinzu.

„Jetzt thut er es nicht mehr, er hat es fest versprochen.“

„So, es kommt manchmal vor, daß Leute selbst ihre festen Versprechen nicht halten.“

„Brenner!“ fiel ihm Alfred vorwurfsvoll ins Wort. „Na ja, ja, ich will nicht weiter reden, 's ist Dein Vater. Bessere Zeiten — wenn die Mara erst in Grabe liegt, brauche ich sie nicht mehr. Ich werd dann nicht mehr lange treiben. Ich habe das Leben satt, ganz satt.“

„Sieh' doch nicht allzu schwarz, Brenner. Andere Leute, die nicht Schauspieler sind, geht es auch nicht besser.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf um die Reformen in Frankreich... die Reformen um eine bloße Ergänzung... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Nachdem es der italienischen Regierung gelungen ist, unter Mitwirkung der gesägten Kammer die Finanzreform durchzusetzen... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Die kretensische Frage, auf die wir schon seit Monaten gewartet haben, ist nun auch plötzlich da... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Parteiangelegenheiten.

Aufruf!

Die Unterzeichneten, denen Friedrich Engels seinen tiefsten und literarischen Nachlass testamentarisch anvertraut hat... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

den Kampf um die Reformen... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Berlin und London, September 1895... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Die neuen socialdemokratischen Gemeindeverreter von Nixdorf... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Arbeiterbewegung.

Der Gewerkschaftscongrès von Troyes... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Der nächste Punkt der Tagesordnung... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

In Erwägung, daß die gewerkschaftliche und corporative Organisation... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Arbeiterbewegung... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Zu einer längeren Diskussion... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Zur Arbeiterbewegung in Australien... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Der Australische Arbeiterbund (Australian Labour Federation)... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Die politische Bewegung in Australien... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Das Zustandekommen des Australischen Arbeiterbundes... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Vermischtes.

Das fürchterliche Eisenbahnunglück bei Oederan... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Die Stelle, wo das Fürchterliche sich ereignete... die Reformen um eine bloße Ergänzung...

Die Sauberkeit in den deutschen Bäckereien und Conditoreien.

Im Jahre 1894 veröffentlichte der bekannte socialpolitische Schriftsteller Dr. A. Ulkenberg eine 212 Seiten starke, sehr empfehlenswerthe Schrift über den Maximalarbeitsstag im Bäder- und Conditorengewerbe. Jetzt behandelt derselbe Verfasser in der „Socialen Praxis“ besonders die mangelnde Keillichkeit, deren Ursachen und Folgen, unter Benutzung eines Theiles der obengenannten Schrift. Er schreibt:

Es ist etwa drei Jahre her, daß in den Tagen der Cholera der „Reichsanzeiger“ schrieb:

„Es ist zur Sprache gebracht worden, daß die Werkstätten zur Herstellung, Verpackung u. von Nahrungsmitteln, z. B. in Brot- und Kuchenbäckereien, Conditoreien, Wurstfabriken u. dgl., nicht selten als Schlafstellen für Gehülften und Lehrlinge benutzt werden. Daß eine solche Verwendung nicht nur unappetitlich, sondern auch für die Arbeiter in solchen Betrieben sowohl, wie unter Umständen für die Consumenten jener Artikel gesundheitsgefährdend ist, leuchtet ein. Die (preussischen) Regierungspräsidenten sind vom Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten zum Bericht über den Umfang dieser Unsitte und die nöthigenfalls gebotenen Maßregeln dagegen aufgefordert worden.“

Ueber die Ereignisse dieser Enquete ist fast nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Als dann 1894 die Commission für Arbeiterstatistik über die Arbeitszeit in Bäckereien ihren Schlussbericht erstattete, glaubte sie „empfehlen zu sollen, daß den Landesregierungen von Reichswegen eine Anregung gegeben werde, auf die Beseitigung der angebotenen Mißstände ihr besonderes Augenmerk zu richten“, soweit nicht schon von Reichswegen ein Einschreiten möglich sei. Von jener Enquete des Cultusministers hat sie nicht einmal gewußt. Sie bedauerte, daß sie ihrerseits eine Enquete darüber wegen der Beschränkung ihrer Befugnisse nicht anstellen könne. So kommt es, daß wir nicht nur über die Schlaf-einrichtungen und Schlafräume im Bäckergewerbe, sondern auch über die Zustände in den Backräumen selbst erst in einem bedenklichen Dunkel befinden,

während hin und wieder gelegentliche Entstellungen über unlaubere, schmutzige, ja skandalöse Verhältnisse in tiefen Räumen aus dem Ausland wie aus Deutschland selbst zu Tage kommen. Eine englische Untersuchungskommission von 1863 über die Arbeitsverhältnisse der Bäckergesellen „regte das Publikum auf, nicht sein Brot, sondern seinen Magen. Der bibelfeste Engländer wußte zwar, daß der Mensch . . . dazu berufen ist, sein Brot im Schweisse seines Angesichts zu essen, aber er wußte nicht, daß er in seinem Brote täglich ein gewisses Quantum Menschenschweiß essen muß, getränkt mit Eiterbeulen-Ausleerung, Spinnweb, Schaber-Reliquien und fauler deutscher Hefe, abgereicht von Alaun, Sandstein und sonstigen unangenehmen mineralischen Ingrediventzen“ (Marx). Eine detaillierte, im Laufe der Jahre mehrfach verbesserte Keillichkeits-Vorschrift für Bäckereien hat 1863 in England begonnen, und auch in anderen Ländern giebt es neuerdings mancherlei staatliche Special-Vorschriften. In Deutschland meines Wissens keine. Auch die deutschen Gewerbeinspectoren, deren Zuständigkeit bis vor Kurzem auf Fabriken beschränkt war, haben naturgemäß über die Bäckereien in ihren Jahresberichten bisher geschwiegen, während die österreichischen Inspectoren, denen schon seit längerer Zeit auch das Handwerk unterstellt ist, Jahr für Jahr ihre langen Sündenregister bringen, und zwar keineswegs nur aus polnischen und tschechischen Gegenden. So schreibt beispielsweise der Inspector des Innsbrucker Bezirks in seinem Bericht über das Jahr 1892:

„Vielfachen Anlaß zu Bemängelungen gaben die Arbeits- und Wohnräume im Bäckergewerbe. Nur in einzelnen wenigen Fällen haben wir bei den diesbezüglichen Inspectionen lichte und bequeme Räume, Backöfen neuerer und besserer Construction, Wasserleitungen und sonstige Einrichtungen getroffen, welche die Keillichkeit zu fördern bestimmt sind. Die Backstuben sind zumeist sehr beengt und finster, oft im Keller untergebracht, das Schlafquartier derartig elend, daß bei den Hilfsarbeitern der Sinn für Keillichkeit vollständig erstickt und verdrängt werden muß.“

Und der Grazer Inspector, der seit 1885 Jahr für Jahr geklagt hatte, berichtet 1889 wieder von einigen Grazer Bäckereien:

auf diesen Stoff, was besonders Leute mit schwachen Augen thäten.

Die Benutzung gegerbter Häute als Schreibmaterial findet sich im höchsten Alterthum und war bei den Afiaten, Griechen, Kelten und Römern sehr in Aufnahme. An der Brüsseler Bibliothek wird eine Abschrift des Pentateuch auf 57 zusammengenähten Häuten gezeigt, die eine Rolle von fast 50 Ellen bilden. Petrarca hatte einen ledernen Ueberwurf, auf den er beim Spazierengehen Gedichte schrieb, wenn ihm Papier oder Pergament fehlte.

Die Darmhäute der Thiere wurden ebenfalls zu weissen angewendet. Jonares erzählt in seinen Annalen, daß die Bibliothek in Konstantinopel, die unter dem Kaiser Basiliscus in Feuer aufging, die Iliade und Odyssee, mit Goldbuchstaben auf einen Schlangendarm von 120 Fuß Länge geschrieben, besessen habe. Die ambrosianische Bibliothek in Mailand bewahrt ein Diplom auf Fischhaut.

Das Pergament wurde im zweiten Jahrhundert vor Christus erfunden. Es hat seinen Namen von der Stadt Pergamum, wo es wahrscheinlich nicht gerade zuerst fabricirt, aber vervollkommen wurde. Außer weissem und gelbem Pergament hatten die Alten auch purpurfarbened, blaues und violettes. Auf das bunte schrieb man mit Gold- und Silber-Buchstaben. In der Staatsbibliothek in Paris zeigt man einige Proben davon.

Die ältesten Manuscripte, die man kennt, sind auf Pergament geschrieben. Documente aus diesem Stoffe hat man erst seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts. Sie sind zuweilen von außerordentlicher Größe; so hat die Anklageacte gegen die Tempel, die im Archiv zu Paris aufbewahrt wird, eine Länge von 30 Ellen. Das Pergament wurde sehr selten in der Zeit vor und nach den Einfällen der Barbaren. Dadurch kam man darauf, schon Beschriebenes zu benutzen, indem man durch verschiedene Mittel die ursprüngliche Schrift vernichtete. Durch diesen unfruchtlichen Gebrauch, der besonders in Rom geübt wurde, gingen sehr viele literarische Schätze zu Grunde. Man nennt die Manuscripte dieser Art Palimpseste. Es ist indeß gelungen,

„Ein willkürlich Gemisch von Gährungsgeruch, Moder- und Schimmelgeruch erfüllt den Raum, wo einer der wichtigsten Artikel des täglichen Lebensbedarfes bereitet wird.“

Die Zusammenstellung nur der auf unrichtliche Bäckereien bezüglichen Auslagen in den österreichischen Inspectionsberichten für 1894-1895 nimmt vier große Octavseiten in Petidruck ein, und die Mehrzahl stammt aus den letzten Jahren. Aber es soll hier nicht von auswärtigen Zuständen die Rede sein, obwohl englische Berichte andeuten, daß in London gerade die zahlreichen kleinen deutschen Bäckereien zu den schlimmsten gehören.

Für Deutschland sind wir aus den angegebenen Gründen auf ein beschränktes Material angewiesen, das größtentheils nicht einmal amtlichen Character trägt. Die ergiebigste Quelle ist Babels bekannte Enquete vom Jahre 1889, die unter dem Obitum einer Partei-schrift schwer leidet. Ich glaube, daß das oft geäußerte Vorurtheil gegen sie zu hart ist. Wenn man die wörtlich mitgetheilten Aussagen aus den einzelnen Bäckereien durchliest, meist ganz knappe concrete Daten, so findet man in zahllosen Fällen die tabellose Sauberkeit ausdrücklich anerkannt. Es ist also keineswegs unter-schiedlos schwarz gefärbt worden. In Darmstadt soll der Oberbürgermeister eine Control-rhebung veranstaltet und gefunden haben, daß die Verhältnisse überhaupt nicht traurig genug geschildert werden könnten. Mögen immerhin Uebertreibungen vorkommen: die Menge gravirender Einzelausagen genügt, um flugig zu machen und Untersuchung zu veranlassen; wie denn der auf die Arbeitszeit bezügliche Theil der Babel'schen Broschüre thatsächlich den vorigen Reichskanzler bestimmt hat, bei den auf Grund des § 120 e geplanten Arbeiterschutz-Maßnahmen mit dem Bäckergewerbe anzufangen. Es kann hier mit Rücksicht auf den Raum nicht daran gedacht werden, Babels Auslagen über die Keillichkeit im Einzelnen wiederzugeben. Nur eine eingehendere Aeußerung aus Dresden mag hier folgen.

„Der Ordnung und Keillichkeit wird in den meisten Backräumen sehr wenig Sorgfalt zugewandt, da sowohl die hierzu erforderliche Zeit, wie meistentheils auch die hierzu nöthigen Utensilien fehlen. Das während der Arbeit verloren gehende, auf dem Fußboden liegende

Die Schreibmaterialien in früheren Zeiten.

Mannigfaltig sind die Materialien, die bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten zum Schreiben benutzt worden sind. Die Inschriften auf Stein, welche geschichtliche Begebenheiten auf die Nachwelt bringen sollten, waren immer und überall gebräuchlich. Die Babylonier haben nach Plinius länger als sieben Jahrhunderte ihre astronomischen Beobachtungen auf Ziegeln verzeichnet, von denen die meisten europäischen Museen Exemplare besitzen. Bei den Griechen war der Gebrauch, auf Scherben zu schreiben, sehr verbreitet, und in manchen Gegenden Aegyptens haben sich viele solcher beschriebenen Scherben gefunden, deren Ursprung aber nur bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinaufreichen mag.

Der Bronze bediente man sich nicht allein zu Dokumenten, die sich unverfälscht erhalten sollten, sondern auch zu Empfehlungsbriefen, zu einfachen amtlichen Anzeigen u. dergl. Es scheint sogar, daß die Römer Bücher aus Bronze gehabt haben. Solcher Art waren die Bücher, die in den Archiven der Kaiser niedergelegt waren und die nach Hygenius Nachweise über die Privilegien der Colonien enthielten.

Nicht weniger alt und verbreitet war der Gebrauch des Bleies. „Wer wird mir gestatten,“ ruft Hiob aus, „meine Worte aufzuzeichnen! Warum kann ich sie nicht auf Bleitafeln schreiben mit einem Griffel von Eisen, oder in Stein graben mit einem Meißel?“

„Die Böttcher“, sagt Pausanias (lib. IX), „zeigten mir eine Bleitafel, auf der Hesiod's Gedicht über die Werke und Tage aufgeschrieben war; nur hatten die Buchstaben durch die Zeit schon viel gelitten.“ Die Alten verstanden es, wie wir, dieses Metall zu sehr dünnen Platten zu verarbeiten, und es ist anzunehmen, daß, bevor der Gebrauch des Papyrus in Italien bekannt war, die römischen Behörden des Bleies zu ihren Anzeigen sich bedienten. Die Senatsbeschlüsse, welche die Kaiser betrafen, wurden lange Zeit auf Eisenblei gegraben. Man schrieb indeß auch mit schwarzer Dinte

auf einige Palimpseste die ursprüngliche Schrift wieder hervorzurufen. So fand man Fragmente des Livius, Cicero's Abhandlung über die Republik, die Institutionen des Gajus u. s. w.

Plinius meint, der erste Stoff, auf den man geschrieben habe, seien Baumblätter gewesen. Man machte Rollen aus Palm- und Malvenblättern. Die Syrakusaner schrieben bei öffentlichen Abstimmungen ihre Urtheile auf Olivenblätter, weshalb die Prozedur, die man in Athen ostracismus nannte, in Syrakus Petalismus hieß.

Bis gegen Ende des sechsten Jahrhunderts bediente man sich auch der äußeren und inneren Rinde verschiedener Bäume und machte daraus sogar Bücher. Daher kommt es auch, daß das Wort liber (Bast) bei den Römern ein Buch bedeutet.

Die ältesten schriftlichen Denkmäler, die wir besitzen, sind auf Holz geschrieben. Eine Inschrift auf Sykomorenholz, die zum Grabmal des ägyptischen Königs Mycerinus gehörte, 1837 in der dritten Pyramide von Memphis gefunden wurde und sich gegenwärtig in England befindet, wird von ihrem Entdecker für 5900 Jahre alt gehalten. Die Chinesen schrieben vor Erfindung ihres Papiers, also vor 2000 Jahren, ebenfalls auf Holzplatten und Bambusstäben und bewahren noch heute einige derselben als werthvolle Denkmäler des Alterthums auf.

In Griechenland und Italien herrschte die Sitte, Documente von Wichtigkeit in Holz einzugraben. So sollen im ersten christlichen Jahrhundert im Pyrtaneum in Athen noch einige Ueberreste der Holztafeln vorhanden gewesen sein, auf welche 400 Jahre früher Solon seine Gesetze geschrieben hatte. Auch die Gesetztafel Draco's scheinen aus Holz bestanden zu haben, wie aus folgenden Worten eines komischen Dichters hervorgeht, den Plutarch citirt: „Ich rufe die Gesetze Solon's und Draco's zu Zeugen an, mit denen sich das Volk jetzt sein Gemüthe löst.“ — In Rom grub man die Gesetze, ehe die Säulen und Bronze-tafeln aufkamen, auf Eisenplatten, die auf dem Forum ausgelegt wurden. Die Annalen der Priester, welche die politischen Ereignisse verzeichneten, waren

Mehl wird in diesen Bädern unter den Nachtrag gelehrt, weshalb es oft wochenlang liegen bleibt. Da aber oftmals der Nachtrag defect ist, läuft während des Teigmachens das Wasser aus demselben heraus und fließt in das darunter befindliche Mehl. Dazu kommt ferner, daß ab und zu Arbeiter, die es nicht wagen, dem Mehl die nicht peniblebaren Stellen zurückzulassen, diese, sowie Fleischabfälle, um sie zu beseitigen, gleichfalls unter den Nachtrag werfen und diese ebenfalls oft wochenlang liegen bleiben. Allmählig geben dann diese mit dem alten, nach gewordenen Mehl in Mischung über. Es entstehen daraus nicht bloß able Gerüche, welche die Lust verderben, sondern es entsteht daraus auch eine Miasma Ungeziefer, das sich stetig vermehrt, weil gegen dasselbe nicht die nöthigen Maßregeln ergriffen werden. — Wie schon bemerkt, ist der Nachtrag nicht selten defect, und da kommt es auch vor, daß der Mehl die Kosten für die Reparatur scheut. Nachdem werden die defecten Stellen mit Teig verklebt. Die Folge ist, daß sich durch das längere Liegen des altgewordenen Teigs zwischen diesem und der Wand des Nachtrags roth aussehende Maben bilden, die bei der Verarbeitung des Teigs in denselben geraten. Unappetitlich ist auch, daß vielfach Hadergärtschäften und sogar Mehl unter dem Nachtrag aufbewahrt werden und sich alsdann Ungeziefer darin verbirgt. In schlechtem Zustande sind öfters auch die Mehlkammern, in welchen das Mehl meist ausgeschüttet liegt und dann gern ein angenehmer Aufenthaltort für zahlreiches Ungeziefer wird. Haben alsdann auch noch die Ragen, wie das gar nicht selten der Fall ist, in diese Kammern Zugang, so kommt es zu Vorgängen, die wir in Rücksicht auf die Leser nicht näher schildern wollen.

„Zu verurtheilen ist, daß in der Regel mehrere Arbeiter gemeinsam ein Handtuch bekommen, wodurch leicht die Uebertragung von Krankheiten stattfinden kann.“

„Alt gewordene Backwaaren werden oft wochenlang aufbewahrt, und es kommt nicht selten vor, daß sich auf denselben Pilze und Schimmel bilden. Das verdirbt aber nicht, daß öfters diese alten Backwaaren gemahlen und entweder als geriebene Semmel verkauft oder in Wasser aufgeweicht und unter den Brotteig gemischt werden. Anständige Geschäftsinhaber verkaufen diese alt alter Backwaaren als Viehfutter.“

„Mehrfach, sagt Bedel in seinem Vorwort, ist von uns die Schilderung von gewerblichen Mißbräuchen, die

auf die Zerstörung und den Schaden des Publikums berechnet sind, unterdrückt worden, weil dieselben so eld erregender Art waren, daß wir Abstand nahmen, sie auf die Auslagen einer eingelaufen, und unbefangenen Person hin zu veröffentlichen.“ (Schluß folgt)

Schriftliches.

Reichstag. Abgeordneter Arthur Stadthagen hatte sich, wie schon kurz berichtet, Mittwoch vor der achten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin wegen Verleibung der Mitglieder des Landgerichts zu Magdeburg und des Bürgermeisters Melnhardt zu Staffurt zu verantworten. Im August v. J. wurde gegen den Angeklagten eine ganze Serie von Strafsachen verhandelt, welche Verleibungen des Ersten Staatsanwalts zu Magdeburg und verschiedener Gerichtsämter betrafen. Stadthagen wurde damals wegen eines Punktes freigesprochen, auf die vom Staatsanwalt eingeleitete Revision wurde das Erkenntnis aber, soweit es die Freisprechung betraf aufgehoben und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die Vorinstanz zurückgewiesen. Es liegt diesem Punkt der Anklage folgender Sachverhalt zu Grunde: Der Angeklagte war im Jahre 1892 Vertheidiger des Drechlermeisters Matthies aus Staffurt, welcher sich wegen Verleibung des Melnhards im Untersuchungs-Gefängnisse zu Magdeburg befand. Der Angeklagte richtete unterm 12. October 1892 an seinen Mandanten einen Brief, der vorher durch die Hände des Untersuchungsrichters ging. Dieser Brief enthielt schwere Verleibungen des Gerichts zu Magdeburg und des Bürgermeisters zu Staffurt. In der früheren Verhandlung war die achte Strafkammer zu einer Freisprechung in betreff dieses Punktes gelangt, weil angenommen wurde, daß der Angeklagte des Glaubens gewesen sei, der Brief gelange nur in die Hände des Adressaten. Dieser Ansicht war das Reichsgericht entgegengetreten. Im heutigen Termine stellte der Angeklagte wiederum Ablehnungsanträge, welche vom Gerichtshof aber zurückgewiesen wurden, mit der Begründung, daß sie nicht ernst zu nehmen (!) und nur gestellt seien, um die Sache zu verschleppen. Der Angeklagte stellte dann nach Eintritt in die Verhandlung noch eine ganze Anzahl Beweisanträge, wobei es bisweilen zwischen dem Vorsitzenden, Landgerichts-Director Leonhard, und dem Angeklagten zu recht lebhaften Auseinandersetzungen kam. Der Angeklagte beantragte u. A. die Ladung einer ganzen Menge Zeugen, welche in früheren Verhandlungen gegen Angeklagte der socialdemokratischen Partei beim Magdeburger Gericht als Geschworene, Richter, Protokollführer und Zeugen beihelligt waren. Der Gerichtshof beschloß um 11 Uhr Vormittags die Verhandlung zu unterbrechen und erließ alle übrigen noch anstehenden Sachen zu erledigen. Um 3 Uhr wurde die Verhandlung wieder aufgenommen. Von dem Angeklagten wurden noch vier weitere Punkte unter Beweis gestellt. Einer davon betrifft den Widerspruch des Gerichtshofes von Magdeburg in Bezug auf die Zurückbehaltung der Briefe, welche der Angeklagte Matthies an Stadthagen seiner Zeit gerichtet hatte. Bolle Erregung erhob sich der Herr Staatsanwalt und fragte den Vorsitzenden, ob er noch länger dulden

... die Beweisaufnahme wurde, nachdem Genosse Stadthagen seine specialisirten Anträge vorgebracht hatte, geschlossen. Das Gericht lehnte nach längerer Berathung sämtliche Anträge als unerheblich ab. Selbst wenn nachgewiesen würde, würde in der Begründung gesagt, daß einzelne Unregelmäßigkeiten vorgekommen seien, wären dieselben doch von keinem bedeutenden Einfluß bei der Beurtheilung der vorliegenden Sache. Der Staatsanwalt beantragte, weil der Angeklagte in unerhörter Weise die Autorität der Gerichte untergraben hätte und weil ihm ein gewisser Hang zu Verleibungen innewohne, sechs Monate Gefängnis.

Stadthagen hielt dem entgegen, daß er lediglich seine Pflicht als Parteigenosse und als Anwalt gethan habe. Wenn er die in dem Brief genannten Personen mit Schärfe kritisiert habe, so geschah das in der Voraussetzung, daß der Angeklagte in unerhörter Weise die Autorität der Gerichte untergraben hätte und weil ihm ein gewisser Hang zu Verleibungen innewohne, sechs Monate Gefängnis.

Stadthagen hielt dem entgegen, daß er lediglich seine Pflicht als Parteigenosse und als Anwalt gethan habe. Wenn er die in dem Brief genannten Personen mit Schärfe kritisiert habe, so geschah das in der Voraussetzung, daß der Angeklagte in unerhörter Weise die Autorität der Gerichte untergraben hätte und weil ihm ein gewisser Hang zu Verleibungen innewohne, sechs Monate Gefängnis.

Der Gerichtshof zog sich dann zur Berathung zurück. Das Urtheil lautete bezüglich der „Ungebühr“ nach dem Antrage des Staatsanwalts, im übrigen wegen Verletzung der §§ 185 und 186 des Str.-G.-B. auf 1 Monat Gefängnis. In der Begründung führte der Vorsitzende aus: Der frag-

wahrscheinlich mit schwarzer Tinte auf eine durch Bleiweiß gebleichte Holztafel geschrieben, die man album nannte. Diese Tafel stand vor dem Hause des Oberpriesters, und strenge Strafen wurden denen angedroht, die es wagten, sie wegzunehmen oder an dem Text zu ändern. Die Annalen wurden nur bis zum Jahre 120 v. Chr. geführt; aber der Gebrauch des Album erhielt sich länger, und noch unter dem Kaiser Theodosius wurden Gesetze auf Holztafeln veröffentlicht, die mit Bleiweiß überzogen waren.

Man findet in den Särgen der Mumien Stücke Leinwand, die mit Schriftzeichen bedeckt sind. Es scheint, daß man sich dieses Materials für religiöse Documente bediente. So erzählt Livius, daß die Samniten die feierlichen Ceremonien, mit denen sie ihren Feldzug gegen die Römer einleiteten, nach einem alten Rituale anordneten, das auf Leinwand geschrieben war. Die ägyptischen Bücher bestanden aus gleichem Stoffe. Später wurde die Leinwand auch zu profanen Büchern verwendet. So ließ der Kaiser Aurelian seine Thaten auf Leinwand verzeichnen, und sowohl die Steuer-Register in den römischen Archiven, als auch die Gesetze mehrerer Kaiser waren auf diesen Stoff geschrieben. Ein Brief des Symmachus beweist, daß man statt der Leinwand auch Seide gebrauchte, und daß diese Sitte von den Persern stammte.

Der Papyrus ist eine Art Schilf, dessen Schaft von einer häutigen Hülle umgeben ist, aus welcher man mehrere Arten von Papier verfertigt. Die erste Qualität nannte man anfangs hieratisches oder heiliges Papier, weil man die heiligen Bücher darauf abschrieb. Aus Schmeichelei gegen Augustus hieß das heilige Papier später augustisches, während die zweite Qualität zu Ehren derivia, der Frau des Augustus, livisches genannt wurde. Ein Grammatiker Faninus erfindet ein Verfahren, die Bögen größer zu machen und zu glätten. Sein Papier, das japanische, vertheilte mit dem kaiserlichen. In der Gegend von Saïs fabricirte man noch das satische und in einem gewissen Stadttheil von Alexandria das leonatische Papier, zwei Sorten, die an Güte unter den genannten standen.

Das schlechteste war das Kaufmannspapier, auf das gar nicht geschrieben werden konnte, und das nur zum Einpacken diente.

Die Erfindung der Papierbereitung aus der Pappyrusstaude wird den Aegyptern zugeschrieben; doch läßt sich nicht sagen, wann sie gemacht worden ist. Nach einem Briefe Champollion's des Jüngeren hat dieser gelehrte Reisende Contracte aus Papyrus gefunden, deren Datum bis ins 17. Jahrh. v. Chr. hinaufreicht. Ebenso wenig ist bekannt, wann der Gebrauch dieses Schreibmaterials in Griechenland und Italien eingeführt wurde. Die größten Papierfabriken waren in Alexandrien, und geriet einmal in Egypten der Papyrus schlecht, so war der Papiermangel in ganz Europa fühlbar. Plinius erzählt, es sei einmal unter Tiberius eine solche Theuerung des Papiers gewesen, daß darüber ein Aufruhr in Rom ausbrach und der Senat genöthigt war, wie in den Zeiten der Hungersnoth das Korn, so hier dem Bedürfnis gemäß an jeden Bürger Papier vertheilen zu lassen. Seit dem 4. Jahrhundert begann der Papyrus lichter zu werden. Die Fabrication sank noch mehr, als nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber der Handel zwischen Orient und Occident geringer wurde, und hörte endlich im 11. Jahrhundert ganz auf, während in Europa das Baumwollpapier in Aufnahme kam. Von da war der Uebergang zum Saumpapier nicht weit; die ersten Schriften, in denen derselben Erwähnung gethan wird, stammen aus dem Ende des 11. Jahrhunderts.

Hölzerne, mit einer dünnen Schicht Wachs überzogene Tafeln zum Schreiben waren im Alterthum sehr gebräuchlich; man schrieb mit metallenen Griffeln darauf. Der Buchstabe bediente man sich meist zu Aufzeichnungen von vorübergehenden Berichten, zu Rechnungen, Conceptionen, Schulbüchern, besonders zu Briefen; oft legte man die Antwort auf dieselbe Schreibtafel, an der man den Brief bekommen hatte. Die Römer spezialten einander in den Saturnalien dergleichen Schreibtafeln, gerade wie wir mit Brief-tafeln, Stammbüchern u. s. w. Geschenke machen. Die Dipsycha waren Schreibtafeln aus zwei Blättern.

In Rom schickten die Consuln und andere Würdenträger bei Antritt ihres Amtes unter anderen Geschenken auch solche Dipsycha, die gewöhnlich aus Elfenbein angefertigt und sehr kunstreich mit Gold verziert waren.

Die schwarze Tinte bestand bei den Alten aus Ruß, Gummi und Wasser; mischte man sie mit etwas Weinessig, so wurde sie fast unauslöschlich. Plinius erzählt auch, daß man Absynth hineingießt, um die Bücher vor den Mäusen zu schützen. Diese Tinte wurde bis zum 12. Jahrhundert angewendet, wo die unsrige aufkam. Die Alten bedienten sich auch rother, blauer und gelber Tinte und des Sepänsaftes. Unter den rothen Tinten war diejenige, die man minimum nannte, die geschätzteste. Heute bedeutet dieses Wort „Mennig“, jene Tinte aber bestand aus Zinnober. Die durch das Kochen der Stachelschnecke gemonnene wurde ausschließlich von den Kaisern benutzt; Privatleuten war es bei Todesstrafe verboten, sich ihrer zu bedienen. Die Alten kannten auch die Gold- und Silber-Tinten, und es gab zu einer Zeit eine ganze Klasse von Goldschreibern (Chrysographen). Die Pariser Bibliothek besitzt mehrere griechische Evangelien, die ganz mit Goldbuchstaben geschrieben sind.

Man schrieb in früheren Zeiten gewöhnlich mit metallenen oder heinernen Griffeln, von denen sich in vielen Museen Europas Proben finden, auch mit Pinseln und Schilfrohr, das man ebenso schnitt, wie wir unsere Federn schneiden. Endlich bediente man sich auch der Federn, die in einem anonymen Schriftsteller des 5. Jahrhunderts mehrere Male erwähnt werden. Aus der Sammlung der in Herculaneum gefundenen Gemälde läßt sich schließen, das Tintenfaß, Schreibzeug, Pult, Schleiffstein, Feder- und Radirmesser sehr früh gekannt waren. Zum Ziehen der Linien bediente man sich bis zum 13. Jahrhundert der metallenen Griffel. Schließlich sei noch erwähnt, daß es bei den Alten nicht Sitte war, an einem Tische zu schreiben; sie legten das Blatt auf das Knie oder die linke Hand, welche letztere Methode noch heute im Orient vielfach gebräuchlich ist. („R. B.“)

